Ist kein Grund zum Hoffen? : Zürich oder die Zukunft einer Unruhe

Autor(en): **Züfle, Manfred**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **76 (1982)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-142965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

MANFRED ZÜFLE

Ist kein Grund zum Hoffen?

Zürich oder die Zukunft einer Unruhe

Die Angst der Väter und die Angst der Söhne

Als im Mai 1980 in Zürich plötzlich sehr Unerwartetes zu geschehen anfing, war die tiefste Reaktion auf die Ereignisse weitherum Angst. Die Angst war bis weit in die Bewegung hinein selbst festzustellen. Die Angst der Väter und die Angst der Söhne! Die Angst war entstanden, weil mit einem Schlag plötzlich etwas da war, was nicht sein durfte. Was aber nicht sein darf, ist nicht. Bei einem scheinbar zufälligen Anlaß wurde manifest, daß wir alle mehr oder weniger Probleme haben mit unserer Zukunft.

Ein Inserat mit-betroffener Erwachsener hatte die, wie sich nachher an den Reaktionen zeigte, provokative Ueberschrift gehabt: «Unsere Jugend — unsere Zukunft». Wir wußten zwar alle, daß vieles nicht mehr stimmt. Aber unser Unbehagen war noch nicht so groß geworden, daß es nicht Möglichkeiten gab, es zu verdrängen. Schließlich lebte man auch schon seit Jahrzehnten mit Atombomben, von denen man wußte oder gehört hatte, daß sie dem Planeten selbst den Weltuntergang beibringen konnten, gleich mehrmals. Aber die Bomben bekam man ja nicht zu sehen und, so konnte (und vielleicht mußte) man sich vormachen, wohl auch nie zu spüren. Die AKWs sah man. Aber vielleicht waren sie doch nicht so schlimm. Selbst bei Harrisburg gab es ja (nicht sofort) Tote. Der Ueberwachungsstaat à la 1984 betraf einen, wenn man sich nicht allzusehr exponierte, nicht. Die Ueberwachung war da für Terroristen. Man konnte sich im Rechtsstaat, wenn man recht tat, sicher fühlen. Und die zunehmenden Schulschwierigkeiten vieler Kinder waren ein psychologisches, allenfalls sozialpsychologisches Problem, mit dem Kinder und ihre Eltern und die Schule und die Behörden selbst fertig werden mußten. Die Drogenproblematik war bedauerlich, aber man hoffte ja, jeder für sich, daß man nicht selber bei eigenen Kindern betroffen wurde. Die schweren Fälle erledigten sich zudem von selbst. Natürlich hatte man auch noch andere nicht ganz geheure Dinge festgestellt: Die Verschmutzung der Luft und des Wassers und der Erde. Aber da ließ sich vielleicht etwas machen. Im Zürichsee konnte man ja getrost wieder baden, zum Beispiel. Natürlich stellte der Verkehr immer größere Anforderungen, brauchte immer mehr Land. — Aber bitte, *vor allem hatte das doch nicht alles miteinander etwas zu tun.* Man wollte doch nüchtern, realistisch vor allem bleiben. Irgendeine Panik, irgendetwas Unüberlegtes hätte uns gerade noch gefehlt.

Und da ging ein Teil der Jugend auf die Straße und behauptete schlankweg und spontan, in unserer Welt könne und wolle sie so wie wir nicht mehr leben! Das war allerdings eine Sauerei, nicht all das viele, womit wir nicht fertig werden. Diese Jugend war eine Sauerei. Hier waren sie endlich greifbar, die Chaoten, bei denen wir unser (geordnetes) Chaos vergessen konnten. Man hatte sie! Haltet den Dieb! Und seit der Zeit scheinen wir hauptsächlich damit beschäftigt zu sein, den Dieb zu halten. Und wir sind alle — Räuber und Gendarm — etwas müde geworden, und noch resignierter.

Wir könnten miteinander wissen, was wir wollen

Stimmt das, und ist das alles? Hat diese Unruhe (noch weniger als 1968) gar keine Zukunft? Ich habe, muß ich zugeben, etwas Mühe, so unvermittelt von der Zukunft zu reden. Ich möchte noch einmal zurückschauen. Man hatte die rebellierende Jugend von allem Anfang an, auch von wohlmeinender Seite her, gefragt: Was wollt Ihr denn eigentlich? Sie scheinen zuwenig Bestimmtes angeben zu wollen, angeben zu können. Sie hatten sich als Kulturleichen dieser Stadt bezeichnet. Sie hatten damit signalisiert, daß sie nicht einmal eine ordentliche Revolution anzuzetteln gewillt waren. Sie hatten sich kulturrevolutionär gebärdet und sie hatten, als man ihnen nicht zuhören wollte, sehr schnell Scheiben eingeschlagen, randaliert. Schließlich hatten sie für ein AJZ gekämpft und mehr als einmal Tausende von Leuten für dieses AJZ mit sich auf die Straßen gebracht, und jetzt haben sie dieses AJZ selbst wieder geschlossen, vorübergehend zwar nur, aber immerhin. Es ist nicht nur unverständlich, daß der Normalbürger Mühe hat nachzukommen, daß als Resultat des Ganzen weitherum nicht viel mehr übrig zu bleiben scheint als ein Hin-und-Her-Gerissensein zwischen Wut und Angst, daß diese Stadt in einem fundamentalen Sinn gestört ist in ihrem Trott, ihrem Verkehr, ihrem Image und sogar in ihren Geschäften und — was bedrohlicher wäre — vielleicht sogar in ihrem Selbstverständnis.

Man könnte, wenn man das alles so beobachtet, freilich auch besseren Willens sein. Wenn man das wäre, stellte man zum Beispiel fest (ich wähle das gleichsam traurigste Beispiel): Mit der Eröffnung des AJZ entstand in Zürich nicht das Drogenproblem, es konzentrierte sich nur an einem zentralen Ort und wurde dadurch in einem ganz andern Sinn öffentlich als bis anhin. Eine unserer verdrängten gesellschaftlichen Ueberforderungen wurde auf einen andern Ueberforderten abgeschoben, auf die Jugend, auf die Jugendlichen selbst und ihren Raum, in dem sie ihre Selbstverwaltung zu erproben versuchen. Die Selbstschließung des AJZ hat sehr wesentlich mit dieser Drogenproblematik zu tun. Und die AG Drogen reagierte anders auf

die Problematik als die institutionalisierte Machtlosigkeit den harten Drogen gegenüber. Wer wirklich sich informieren wollte, bekam zum Beispiel den ganzen kriminellen Hintergrund dessen, was einfach wie Schicksal aussieht, zu Gesicht. Dadurch sind wir zwar auch nicht «weiter» in der «Lösung» des Drogenproblems. Aber eigentlich wäre durch die Jugend selbst eine Oeffentlichkeit geschaffen für eine unserer Tragödien, die wir zu vergessen versuchen. Das gälte mutatis mutandis für viele andere ins AJZ wie in einen Mülleimer abgeschobenen Probleme.

Die Frage wäre hier wie überall, ob wir, oder wenigstens wie viele von uns, uns aus unserer Lethargie und Resignation herausreißen lassen wollen, oder ob wir lieber alle in einem unausgesprochenen, dumpf empfundenen Unbehagen verharren wollen, aus Angst vor der Angst gleichsam, aus Angst davor, unsere Aengste könnten reale Gründe haben. Wenn es eine sinnvolle Zukunft der Zürcher Unruhen gibt, eine erwünschte sogar, dann sicher nicht die, daß wir weiter diffus Angst haben, zusätzlich jetzt auch noch vor einer Jugend, die uns Angst macht. Die wünschbare Zukunft wäre vielmehr, daß der Bürger, vielleicht aufgescheucht durch seine Jugend, die Initiative ergriffe mit dieser Jugend zusammen und für diese Jugend. Denn seien wir ehrlich: Wir haben an vielen Orten erst gezwungenermaßen die Augen aufgerissen. Vielleicht hat's für manchen ein Chaotikon I und II gebraucht, bis er — noch einmal davongekommen im Eigenheim — ein-sah (!), daß es erstens eine ganz neue Wohnungsnot in dieser Stadt, die sich entvölkert, gibt, und daß zweitens mit der geschäftlichen Sanierung von altem Erhaltenswertem auch gerade zukünftige Slums miteingeplant werden. Und vielleicht merkt man einmal, daß man beim Trauern um einen Verkehrstoten noch anderes lernen könnte, als die Verkehrsregeln wie für die Fahrprüfung noch einmal auswendig zu können, wie man bei gewissen Leserbriefen, ja Kommentaren hochangesehener Zeitungen glauben könnte. Wenn ich weiter an die klägliche Mutlosigkeit am Pfingstmarsch unmittelbar vor dem Ausbruch der Zürcher Unruhe denke und sie vergleiche mit den -zigtausend letzthin in Kaiseraugst, fange ich schon fast wieder an, auf eine menschlichere Zukunft zu hoffen. Sicher weiß ich, daß mit uns nächstens in Bern auch unsere Jugend für eine Demonstration für den Frieden dabei sein wird. Ich glaube langsam, wir könnten miteinander durchaus wissen, was wir wollen.

Mit-Trauer als Anfang

Ich möchte allerdings noch ein Letztes anfügen, denn zu Euphorie ist kein Grund. Ich habe vor wenigen Tagen mit einer aus der Bewegung sehr lange über ihre Zukunft und über Zukunft geredet. Sie ist schlicht

und unpathetisch, sachlich davon überzeugt, daß sie die Zeit, in der sie so leben könnte, wie sie wollte, nicht mehr erleben wird. Sie ist jetzt seit zwei Wochen 19jährig. Sie strebt für sich grundsätzlich keine Position an in dieser unserer Welt. Sie ist aber nicht resigniert. Sie hat erst mit der Bewegung angefangen zu lesen. Sie liest, um zu lernen. Man müsse den Gegner kennen, meint sie. Gerade jetzt ist sie am Schwarzbuch über Chile. Sie weiß sich mit ihrer ganzen jugendlichen Existenz im Widerstand, wie sie mir wörtlich sagte. Und sie meinte auch, eigentlich seien wir insgeheim schon mitten in einer Art Bürgerkrieg. Eine ausgesprochene Trauer war der Hintergrund all ihrer Aussagen über ihre, über die Zukunft.

Wenn ich bedenke, was ich mit neunzehn tat, tun konnte, an den lieben Gott glauben hauptsächlich, und zwar ziemlich romantisch, befällt mich die Trauer doppelt. Aber nicht Mitleid mit der 19jährigen ist an der Zeit, schon gar nicht am Platz. Etwas anderes, das wir erst entdecken müßten, wenn wir nicht schwarz, vielleicht sogar braun für die Zukunft sehen wollen. Mitscherlich hat vor langer Zeit ein Buch über die Unfähigkeit zu trauern geschrieben. Es ist keines jener Bücher, von dem wir hierzulande großzügig die Tendenz haben, es nur für andernorts, für die BRD etwa, bestimmt sein zu lassen. Mit-Trauer wäre etwas, was wir mit unserer Jugend vielleicht langsam zu lernen anfangen müßten. Wie hieß es doch schon ganz am Anfang der Unruhe?: «Wir haben Grund genug zum Weinen, auch ohne euer Tränengas»!

VIKTOR HOFSTETTER

Die Jugendunruhen — eine Herausforderung an die Kirchen

Erschütterung des Zentrums durch die Peripherie

In der Vorbereitung auf diese Tagung las ich in Leonhard Ragaz' «Die pädagogische Revolution» die folgenden Sätze: «Die politische und soziale Revolution drängt zu einer geistigen weiter und wird erst in einer solchen zur Ruhe kommen. Unser Kulturleben bildet eine Einheit. Wenn seine Peripherie erschüttert wird, kann das Zentrum nicht unbewegt bleiben, ja es ist sogar von vornherein anzunehmen, daß die Erschütterung der Peripherie von einer großen Krise im Zentrum ausgehe, die sich erst nach und nach offenbare. Wir werden nach und mit der politischen und sozialen wie die religiöse, so auch die pädagogische